

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 22. August 1901.

(Nachdruck verboten.)

Die Waisen.

Roman von Ella Haag.

(Fortsetzung.)

Doch was half Mergel und Meid? Das naturkrause Haar, das sich nur in den Böpfen glättete, umkräuselte in tausend Böckchen den holden Mädchenkopf, dessen Schönheit zu verkennen, selbst dem Meid unmöglich war. Mutter und Tochter rächten sich dieser un-leugbaren Thatsache gegenüber mit der bei jeder Gelegenheit ein-gestreuten Bemerkung „von den faden Blondinen“.

„Maud,“ sagte Paula, sich auf dem Sopha dehnend, „Du könntest auch erkenntlich sein für die Wohlthaten, welche meine Mutter an Dich verschwendet. Nächste Woche ist ein Kränzchen, zu dem wir geladen sind. Mutter will mir ein Kleid kaufen und sich das Geld dafür vom Munde absparen. Du hast doch den blauen Stoff liegen zu einem Ballkleid. Zu was ist er Dir? Bitte Mutter, daß sie ihn von Dir nimmt, dann braucht Mutter nichts zu ent-behren und der Stoff findet Verwendung; hauptsächlich aber be-weist Du mit dieser Gabe, daß Du dankbar bist!“

Ein jähes Roth, das sich allmählich in ein Erbleichen ver-wandelte, bedeckte das erschrockene Mädchen Gesicht. In diesem hell-blauen Gewebe lag ja ihre frohe, sorgenlose Jugend eingefarbt. Wie etwas unsagbar Werthvolles verwahrte sie den feinen Stoff und fast kein Abend verging, wo sie nicht die Hände lieblosend über die weiche Wolle gleiten ließ, war es doch das letzte Geschenk der theuren Eltern, der ersehnte Schlüssel zu dem Eintritt in das Leben! Ein Meer von Licht, rauschende Musik und lachende glückliche Menschen, das alles schimmerte aus den schmiegsamen Falten dieses ersten Tanzstundenkleides und jetzt streckten sich zwei gierige Hände aus, ihr das liebe Kleinod zu entreißen.

„Oh, bitte, bitte,“ stammelte das junge Mädchen, „laßt mir den Stoff.“

„Du bekommst Paulas braunes Kleid und Paula dafür den Stoff.“

Wie lieblos und streng die Worte der Tante klangen, so schmerzlich Maud auch im Innersten bewegt war, sie wagte nichts mehr zu entgegnen, leise weinend schlich sie nach ihrem Kämmer-chen, und als sie den zarten blauen Stoff zusammenrollte, um ihn der Tante zu bringen, fiel ihr ihr sechzehnter Geburtstag und ihr Abschied von den Puppen ein; damals begrub sie ihre Kindheit — heute ihre Jugend. — Paula aber lachte schadenfroh. „Das habe ich gut gemacht, den alten Trödel bin ich los, denn das braune Kleid ist altmodisch und mir zu eng und zu kurz. Nun aber rasch die Modenwelt her, wie das blaue Kleid gemacht werden soll.“

Mutter und Tochter vertieften sich in das Problem. Was frugen beide darnach, daß sie einem anderen Wesen soviel Beh-

bereiteten? Der krasse Egoismus, der niederen Menschennaturen eigen ist, der beachtet fremdes Leid so wenig als fremde Freude.

Eine Schneiderin wurde in das Haus genommen und ohne daß man Maud weiter beachtete, das Kleid für Paula fertigennäht. Die Tanzstunden hatten begonnen, verschiedene Kränzchen schlossen sich an. Paula schwamm in einem Meer von Unterhaltungen und wenn Herr Ebrot auch manchmal zu grollen begann, so lachte die verwöhnte Lieblingstochter und schmeichelte des Vaters Bürrn bald zu einem stolzen Lächeln.

„Denn Du kannst es Dir gar nicht denken, Vater, wie viel ich tanze, alle Mädchen beneiden mich.“

Frau Ebrot sah voll Interesse empor. Das sonst so ver-drossene Gesicht der Lehrersgattin war, seitdem Paula soviel Ver-gnügungen mitmachte, ganz verändert. Die eitle Mutter, die in jedem Tänzer einen Freier sah, baute die kühnsten Luftschlösser auf die Walzererfolge ihrer Tochter.

„Ja, lieber Mann, es geht schon nicht anders, wir haben einige Herren für morgen eingeladen; eine gute Parthie ist doch das höchste Glück für ein junges Mädchen. Der Karneval ist zu Ende, sollen die Bekanntschaften nicht einschlafen, so muß der Verkehr weitergeführt werden. Das siehst Du doch ein?“

„Nun, ich denke, den Verkehr weiterzuführen, ist Sache des Mannes,“ meinte Lehrer Ebrot, „auch ist Paula noch so jung.“

„Nun ja, es handelt sich ja auch nur darum, eine so außer-ordentlich günstige Gelegenheit zu ergreifen, denn denke nur, ein Baron.“

„Herr von —“, sagte Ebrot trocken, „so viel ich weiß.“

„Ein Baron,“ wiederholte die Frau mit Nachdruck, „jeder nennt ihn so.“

„Baron hin, Baron her. Mir imponirt bei einem Menschen nur der Charakter, niemals der Titel.“

„Nun ja, das ist eine ganz schöne Ansicht, aber im Leben urtheilt man oft anders,“ meinte Frau Ebrot, indem sie die Taille in den Schrank hängte, „wenn Paula den heiratet, dann ist sie eine Dame, die Ansprüche machen kann, denn er hat Geld wie Heu!“

„Hast Du es denn gesehen?“ —

„Gesehen? Was das wieder für eine Rede ist,“ entgegnete Frau Ebrot ärgerlich. „Die Leute sagen es.“

„Aha,“ meinte Ebrot lachend, „die wissen immer alles. Also auf den Herrn von Bröl ist es abgesehen. Zu was denn aber noch andere?“

„Gott, über die blinden Männer,“ lachte Frau Ebrot. „Würde es denn nicht auffallen, wenn wir den Herrn Baron ganz allein einladen würden?“

„Den Herrn von Bröl meinst Du,“ neckte der Lehrer, der, wie es schien, auch besserer Laune war als gewöhnlich.

Es kommen noch zwei Tänzer. Der eine Herr wird Kaufmann und der andere ist an der Post angestellt.“

„Ach ja,“ entgegnete Paula, indem sie den Namenszug ihres Taschentuches fixirte, „wie tahl doch so ein Monogramm aussieht, eine Krone darüber würde das ganze Tuch veredeln.“

Lehrer Ebrot brach bei den in schwärmerischem Tone gesprochenen Worten seiner Tochter in ein helles Gelächter aus.

„Oh, Du kleine Närrin mit Deinem veredelten Taschentuch. Wir wollen sehen, was sich daraus entwickelt. Mir soll es recht sein, obgleich ich kein Freund vom Angeln bin.“

Am nächsten Abend erglänzte das Familienzimmer in Licht und Reinlichkeit. Auf dem Sopha lagen frisch gewaschene gehäkelte Deckchen und der Tisch war mit einem blendend weißen Tischtuch bedeckt, das in dunkler Wolle mit altdeutschen Sprüchen verziert war. Eine Arbeit Paulas, der Mutter als letztes Weihnachtsgeschenk gewidmet. In dem hohen Kachelofen brannte ein helles Feuer, denn obgleich schon Frühlinglüfte wehten, hatte die Luft doch noch jene herbe Kühle, die sich besonders in den Zimmern ganz empfindlich bemerkbar machte.

„Jetzt werden die Herren bald kommen,“ sagte Frau Ebrot. „Den Thee bereitet Paula und das andere steht bereits auf dem Tisch. Du gehst jetzt mit den Kindern in die Küche, bringst sie dann zu Bett und gehst, wenn Deine Arbeit vollendet ist, auch schlafen, Maud, verstehst Du?“

„Wie Du es wünschst,“ entgegnete Maud sanft. Sie war es ja gewöhnt, als Aschenbrödel zu gelten von früh bis spät. Die Sonne ihres Lebens war untergegangen, als sich die lieben Augen der theuren Eltern geschlossen hatten, ob sie ihr wohl jemals wieder aufgehen würde?

Wie doch die Jugend mit ihrem rosigem Schimmer, ihrem Gefolge von Frohsinn und Hoffnung ein ödes Heim durchleuchten und durchwärmen kann! Leider nur gleicht sie gar zu oft einem Rausch, aus dem wir entnüchert, oft sogar mit einem Gefühl der Ueberfättigung erwachen, als hätten wir das Maß aller Lebensfreuden ausgeleert bis auf den Grund, und hätten nichts mehr zu erwarten als schalen, eken Bodensatz.

In wie vielen Menschenleben drängt sich auch alles Glück in die kurze Spanne Zeit der Jugend. Wohl dem, der es versteht, sie sich im Herzen zu bewahren! Er bleibt ein Jüngling, wenn auch der Schnee des Alters seine Locken bleicht.

In der sonst so unbehaglichen Häuslichkeit des Lehrers Ebrot war ein Umschwung eingetreten. Die Jugend lachte aus allen Ecken und verjagte den Mißmuth und die griesgrämigen Gesichter. Die Kinder erschienen stets sauber und waren nicht mehr wie früher so unartig, denn Maud erzählte ihnen Märchen und beschäftigte mit allerlei Spielen den lebhaft stets nach neuen Eindrücken verlangenden Geist der Kleinen. Dabei arbeitete sie emsig wie eine Biene und unverdrossen wie eine Ameise. Alles im Hause glänzte und schimmerte. Ein Geist der Behaglichkeit durchzog die früher so kahlen Räume. Kam Lehrer Ebrot müde und abgearbeitet von den beschwerlichen Pflichten seines Berufes nach Hause, dann schollen ihm nicht wie sonst kreischende Stimmen entgegen, sondern er hörte irgend ein hübsches Liedchen, das die Kinder unter Mauds Anleitung sangen. Allein auch die Jugend in anderer Gestalt machte sich im Hause auf angenehme Weise fühlbar. Paula blühte wie eine Heckenrose und baute, wie sie meinte, ganz verborgen an dem Zauberschloß ihrer ersten Liebe! — Ob sie tief und echt war, ob die Duelle, aus der sie entsprungen, nicht hauptsächlich Eitelkeit war? Wer konnte das so ganz genau erkennen. Jedes Gefühl eines Menschenherzens ist ja nur so tief als der Grund, von dem es emporsteigt und Paula war eine jener leichteren materiellen Naturen, die heutzutage so üppig unter den jungen Mädchen wuchern.

Ernst von Brök war allerdings ein junger Mann, der ganz das Zeug hatte, einem jungen Mädchen den Kopf zu verdrehen. Er war ebenso hübsch als elegant, ebenso elegant als geistvoll. Trotzdem hätten die angeführten Vorzüge es nicht gehindert, wenn sein Charakter fehlerhaft gewesen wäre, denn je schillernder oft der äußere Schliff, um so werthloser der Stein. Ernst von Brök, der seinen Studien auf der Universität oblag, war wirklich eine seltene Natur voll warmer Begeisterung für das Schöne, mochte es in welcher Gestalt immer seinen Lebensweg kreuzen. Sein Vater war Gutsbesitzer und er selbst sollte sich später der Bewirthschaftung der väterlichen Güter widmen, doch sollte er erst den Dokortitel erwerben.

Er war ein äußerst flotter Tänzer und so kam es, daß ihn die lustige Paula, die sich mit wahrer Leidenschaft dem Tanze hingab, vor allen anderen jungen Mädchen anzog. Allerdings bemerkte er die leichten Schwingen nicht, mit denen die kleine Kofette bemüht war, den seltenen Vogel zu fangen. Er sah in allen Menschen nur den Spiegel seiner eigenen Gesinnungen, und da diese in dem Umgang mit dem hübschen Mädchen nach nichts weiter verlangten, als nach harmlos heiter verlebten Stunden, so gab er sich gerne und willig dem Zauber hin, den Jugend auf Jugend übte.

Die freundliche Einladung der Lehrersgattin nahm er gerne an, denn er sehnte sich darnach, hin und wieder einen Abend im Familienkreise zuzubringen. Das öde Gasthausleben, mit den Kneipereien der ewig dürstenden Studententeufel, hatte nichts Anziehendes für den feinfühlenden jungen Mann. Der Materialismus, der sich heutzutage auch, ja gerade an den Universitäten so breit macht, stieß ihn ab, für ihn hatte die Erde noch ideale Güter zu verschenten, welche für die Mehrzahl seiner Kommilitonen unverständlich waren oder auch in dem Bierdunst der Kneipe hinabgespült wurden.

Ein Ball ist nicht dazu angelegt, Seelenstudien zu machen. Er ist ein Gaukelspiel der Sinne, ein flüchtiger Rausch. Welcher junge Mann denkt auch daran, in den wiegenden Fluten des Walzers die Sonde in das pochende Herzchen zu senken, das unter Spitzen, Seide und Blumen so nahe dem feinen pocht! Doch wird gerade hier, wo die Empfindungen verwirrt, durch nur äußere Einflüsse beeinflusst werden, so oft ein Bund für das Leben geknüpft, dessen Resultat eben naturgemäß nichts anderes sein kann, als Ernüchterung.

Ernst von Brök genoß allerdings nur den Augenblick, ohne weiter zu grübeln, noch zu wünschen. Der Karneval war vorüber, man suchte sympathische Menschen am häuslichen Herde auf. Er bemerkte es nicht einmal, daß ihm Paula im Grunde jetzt viel weniger gefiel, als in den schillernden Wogen des Ballsaals.

Die jungen Mädchen sind wohl alle recht oberflächliche Geschöpfe, dachte er. Seine Erfahrung belehrte ihn noch keines anderen, sie reagiren nicht recht auf ernste Dinge, schade. Das Bild seiner Mutter stieg vor ihm auf!

Auch diese war einmal siebzehn Jahre gewesen. Sollte sie damals auch eine so ganz verschlossene Knospe gewesen sein? — Sie, die jetzt als vollerblühte Blume das ganze Haus mit dem süßen Duft der reinsten Weiblichkeit durchwehte, aber nicht von jener schlichten, engbegrenzten, die nur in dem leiblichen Wohl der Ehren ihre Pflicht und Erfüllung fand und die man landläufig mit den Worten Weiblichkeit bezeichnet, sondern mit jener echten durchgeistigten Liebe, die besonders auf das Gemüth eines rein und ideal angelegten jungen Mannes, sein ganzes Leben verklärend, wirkt. Allerdings, Frau Ebrot war nicht im geringsten mit dem Charakter seiner Mutter zu vergleichen, auch die rechte Behaglichkeit fehlte, welche in den mehr oder minder kostbaren Möbeln zwar ebenso wenig, als in prächtigen Gewändern zu finden ist und doch den ärmsten Raum mit einem Reiz ausschmücken kann, der von innen heraus, aus der echt weiblichen Seele die Stätte zum Palaste zu verwandeln vermag. Doch das Leben war ja

für die wenigsten ein blumengeschmückter Teppich, und wen es hart und rauh umfaßt, den macht es eben schartig. Doch Paula war noch jung, fast noch ein Kind. Die blitzenden Augen und frischen Lippen täuschten über die Gedanken, welche die kunstvollen Böckchen noch dichter, als die niedere Stirn verbargen. Der junge Mann kam häufig und bald wurden ihm seine Besuche zu einer lieben Gewohnheit, der er sich gerne hingab. Im Grunde fand er diese Familienabende langweilig, aber seltsam, je entnüchterter er nach Hause ging, um so dringender zog es ihn nach wenigen Tagen wieder hin. War das die Macht der Gewohnheit oder war er wirklich auf dem Wege, an welchen er noch nicht gedacht, nämlich einen dummen Streich zu machen?

Mutter und Tochter waren sich längst klar, ja insgeheim bereiteten sie schon die Aussteuer und Paula träumte schmachmend schon von der Liebeserklärung und dem Verlobungsring, natürlich mit Brillanten.

Es waren bald vierzehn Tage vergangen, ohne daß Ernst von Bröt das ihm so gastlich geöffnete Haus des Lehrers Ebrot besucht hatte. Sein Studium nahm ihn in Anspruch, außerdem war das Repertoire des Theaters in letzter Zeit ein ihn anziehendes gewesen, kurz, er erinnerte sich plötzlich, daß es wahrscheinlich hohe Zeit sei, wieder einmal Familie zu kneipen.

Es war des Sonntags und Anfang September, die Bäume hatten schon vielfach jenes herblich gelbe Laub, das in seiner Vergänglichkeit so mächtig zu manchem Menschenherzen spricht. Im Grunde lockte das schöne Wetter mit dem wehmüthigen Reiz der langsam sterbenden Natur zu einem Spaziergang, aber dieser Lockung trat eine andere entgegen, sehnüchzig zwingend, nach dem Hause des Lehrers. Doch seltsam, warum gerade dorthin; Paula mit ihrem gekünstelten Wesen erschien ihm im Augenblick gar nicht anziehend, und dennoch schritt er die Treppen zu der Wohnung des Lehrers Ebrot empor. Er fand die Thüre des Hausflurs nur angelehnt man war demnach zu Hause und jedenfalls eines der Kinder oder der dienstbare Geist des Hauses, das scheue hellblonde Mädchen, waren rasch irgendwohin in die Nachbarschaft gelaufen und hatten vergessen, die Thüre zu schließen. Er trat rasch in den dunklen Flur und blieb überrascht stehen, um dem Klavierspiel zu lauschen, das in perlender Geläufigkeit hörbar wurde. Die Stimmerhand der lustigen Paula war das entschieden nicht, es war ein klarer, weicher Anschlag, der das reizende Lied, den „Nußbaum“ von Schumann, vortrug. Hatte man Besuch? Ernst klopfte einigemal, doch es erfolgte keine Antwort; er öffnete daher ganz leise die Thür und war überrascht, niemand in dem Zimmer zu treffen als — ja, traute er denn seinen Augen, als das Dienstmädchen der Familie, das ganz versunken in sein Spiel den Eintretenden nicht bemerkte.

„Triumph der modernen Bildung und der sozialen Gleichstellung,“ dachte er. „Das Mädchen für alles spielt Schumann! — Wenn es noch irgend ein Wassenhauer gewesen wäre, aber wahrhaft Schumann, jetzt sogar den „Nußbaum“.“

Da fiel sein Blick in den großen Spiegel, der ihm die Gestalt der Spielenden deutlich zurückwarf.

Ja, wo hatte er denn bisher seine Augen gehabt, daß er dieses liebreizende Geschöpf nicht beachtet hatte?

Es war kein Zweifel, trotz des brillanten Klavierspiels war es das Dienstmädchen. Er erkannte weniger Gestalt und Züge, die er niemals beachtet hatte, als das glänzende goldblonde Haar, dessen dicke Flechten ihm aufgefallen waren, so oft ihm das Mädchen die Thüre geöffnet, um dann rasch wie ein huschender Sonnenstrahl in der Küche zu verschwinden.

Welch' liebliches Gesicht, verklärt von schwärmerischer Begeisterung tauchte aus dem Holzrahmen des Spiegels, feingeschnittene Züge, ein lieblicher Mund mit halb geöffneten Rosenlippen, dunklen veilchenblauen Augen, feucht, sehrend, wie das tiefe Wasser eines Bergsees, in dem sich der Himmel spiegelt.

Da ein schriller Akkord, der als jähe Dissonanz die beiden jungen Menschen auf die Erde brachte, deren Seelen sich forben im zwingenden Reich der Schönheit und der Töne gefunden hatten. Ganz erschrocken war Maud aufgesprungen, sie kam sich vor wie eine Sünderin, hatte sie doch Klavier gespielt, das ihr die Tante, als für sie nicht mehr passend, verboten hatte.

Draußen lag ein ganzer Berg von zerrissenen Strümpfen. Dafür hatte Frau Ebrot gesorgt, als sie mit Mann und Kindern fortgegangen waren, um einen Ausflug in die Berge zu machen, und sie hatte die Strümpfe vergessen, alles vergessen, ihr Leid und ihre Einsamkeit in dem verbotenen Stellbuchein mit dem geliebten Freunde Robert Schumann.

„Bitte, bitte!“ flehten die zarten Lippen. „Verrathen Sie nichts der Tante, ich konnte nicht widerstehen, ich mußte wieder einmal Klavier spielen. Ach, Monate sind es her, daß ich die Tasten nicht berührt.“

„Wie, Sie sind also nicht? — Doch verzeihen Sie, mein Fräulein, den Irrthum, er war lächerlich, doch ich sah Sie stets nur flüchtig und —“

Er hielt inne, von einer beklemmenden Befangenheit ergriffen. Das junge Mädchen war aufgestanden und stand ihm in seiner ganzen knospenhaften Schönheit mit flehender Geberde gegenüber.

„Mein Gott, Sie hielten mich für eine Magd; ich bin es ja auch,“ die rothigen Lippen zuckten bei diesen Worten, „wenigstens verrichte ich die Arbeit einer solchen. — Es ist nicht Hochmuth, aber ich, ich sterbe vor Sehnsucht nach Musik, nach einem Buch, nach dem Wald. Ach, ach, — wissen Sie, was es heißt, vor Sehnsucht weinen?“ —

„Nein, nein,“ unterbrach er sie, „ich weiß das alles nicht, mein Leben war bis jetzt nur Glück und Trost, aber ich fühle mit Ihnen, ohne zu begreifen. Wer sind Sie denn, armes Mädchen, das hier im Hause die Rolle eines modernen Aschenbröckels spielt?“

„Ach,“ entgegnete Maud, „was kommt es darauf an, wer ich bin. Sie wollen jedenfalls wissen, wo Sie Paula treffen? Sie sind alle nach Waldsee gefahren. Es gehen nachmittags noch viele Züge dahin, wenn Sie folgen wollen.“

„Ich denke gar nicht daran,“ rief er übermüthig, „wenn man hier im Hause Schätze vergräbt, so preise ich mich glücklich, dieselben zu heben. Doch bitte, Sie nannten Frau Ebrot Tante. Sie sind eine so nahe Verwandte der Familie und man läßt Sie, ein reizendes junges Mädchen, allein zu Hause, wenn man draußen vergnügt ist?“

„Ach,“ stammelte sie verlegen, „es ist nur — nur — darum, daß nichts — daß nichts gestohlen wird.“

„Und wenn sich nun dennoch ein Dieb eingeschlichen hätte,“ rief er hingerissen von der lieblichen Verwirrung, mit der sie bemüht war, einen Grund zu finden, die grausame Herzlosigkeit ihrer Verwandten zu entschuldigen, „ein Dieb, der das kostbarste Gut dieses Hauses zu stehlen bereit wäre, wenn er es nicht vorzöge, dasselbe zu erwerben, zu erringen —“

Er hielt inne, denn die großen dunkelblauen Augen schauten plötzlich so ängstlich aus dem süßen Mädchengesicht, dessen Liebreiz ihn bezauberte und sein Herz gewaltsam klopfen ließ in fremder und doch so süßer beglückender Bewegung.

„Wie sind Sie denn aber hereingekommen?“ fragte sie plötzlich. „Die Thür war doch verschlossen, ich selbst habe den Schlüssel zweimal im Schloße umgedreht.“

„Allerdings,“ lachte er. „Sie hatten zugeschlossen, mein Fräulein, aber bei offener Thür; ich habe mir erlaubt, jetzt auch das Schloß einzuklinken, als ich den Schlüssel umdrehte, denn so war es jedenfalls Ihre Absicht gewesen?“

„Mein Gott, wenn jemand anders gekommen wäre,“ flüsterte sie. „Bitte, bitte, das sagen Sie auch nicht der Tante, auch nicht, daß Sie dagewesen, denn man gab mir den strengen Auftrag, auf kein Läuten zu öffnen, das heißt, daß Sie dagewesen, dürfen Sie

wohl sagen, da Paula Ihren Besuch sogar erwartete. Die Karte an der Thür draußen haben Sie am Ende gar nicht bemerkt?"

„Eine Karte, allerdings ja, doch las ich nicht, was darauf stand.“ — (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Trommel.*)

Ein Märchen von Graf Leo Tolstoi.

Jemeljan stand bei einem Herrn im Dienste. Eines Tages arbeitete er auf einer Wiese, da hörte er plötzlich seinen Namen rufen. Jemeljan schaute sich um und erblickte ein wunderschönes Mädchen, das unweit von ihm stand.

Und das Mädchen sprach zu ihm: „Jemeljan, warum heiratest Du nicht?"

„Wie kann ich, liebes Mädchen, heiraten?“ erwiderte Jemeljan; „ich besitze nichts, niemand wird mich nehmen wollen.“

„So nimm mich zur Frau,“ sprach das Mädchen.

„Mit Freude, aber wo und wie werden wir leben?“

„Darüber braucht man nicht viel nachzudenken. Viel arbeiten und wenig rasten, und wir werden keinen Hunger leiden,“ sagte das Mädchen.

„Gut, heiraten wir!“ sprach Jemeljan.

Und Jemeljan begab sich mit dem Mädchen in eine benachbarte Stadt. Dort heirateten sie, errichteten sich am Ende der Stadt eine ärmliche Hütte und begannen ein gemeinsames Leben zu führen.

Eines Tages begab sich der Wojewoda mit seiner Dienerschaft zur Stadt hinaus. Er fuhr an der Behausung Jemeljans vorüber, und Jemeljans Gattin kam aus der Hütte, um den Wojewoden zu sehen. Der Wojewoda erblickte sie und staunte.

„Welch' eine Schönheit,“ sprach er. Er machte Halt, rief Jemeljans Gattin zu sich, und begann sie zu fragen: „Wer bist Du?"

„Des Bauers Jemeljans Gattin,“ lautete die Antwort.

„Warum hat solche Schönheit einen Bauer geheiratet? Dir ziemte es, eine Fürstin zu sein,“ sagte er.

„Ich danke für die gute Absicht,“ erwiderte sie; „mir ist aber auch beim Bauer wohl.“

Der Wojewoda wechselte mit ihr noch einige Worte und setzte seinen Weg fort. Gegen Abend kehrte er in seinen Palast zurück. Er konnte jedoch Jemeljans Gattin nicht vergessen. Er brachte eine schlaflose Nacht zu und sann immer nach, wie er Jemeljan seine Gattin entreißen könnte. Ihm selbst fiel nichts ein. Er beschied deshalb seine Diener zu sich und befahl ihnen, ein Mittel zur Verwirklichung seines Wunsches zu ersinnen.

Und die Diener sagten dem Wojewoden: „Nimm Jemeljan als Arbeiter auf; wir werden ihn durch schwere Arbeit zu Grunde richten, seine Frau wird Wittwe werden, dann ist sie Dein.“ Und der Wojewoda that also. Er befahl Jemeljan zu sich und ließ ihm sagen, er solle nunmehr mit seiner Frau nach dem Palais übersiedeln und die Stelle eines Knechtes übernehmen.

Am andern Tage kam Jemeljan in die Burg des Wojewoden jedoch allein. Der Schloßaufseher fragte ihn, warum er ohne seine Frau gekommen sei, worauf Jemeljan ihm zur Antwort gab, er habe ein eigenes Haus und könne sein Weib nicht mit sich herumziehen lassen. Man gab Jemeljan im Burghofe eine Arbeit, die für zwei Personen zu groß gewesen wäre. Jemeljan begann zu arbeiten; er glaubte kaum, seine Aufgabe bis zum festgesetzten

*) Dieses Märchen des berühmten russischen Poeten und Denkers erschien zuerst in Moskau. Tolstoi ergreift darin für das unterdrückte russische Volk das Wort und spornet es an, seine Menschenrechte zu fordern. Die Leiden Jemeljans, des Helden des Märchens, sind die Leiden des ganzen Russenvolkes, und die Willkür des Wojewoden und seiner Diener sind Charakterzüge des Regimes. Alle übrigen Allegorien ergeben sich aus der Dichtung von selbst.

Termin vollenden zu können. Doch, siehe da, noch vor Anbruch der Abenddämmerung war er fertig. Als der Schloßaufseher sah, daß Jemeljan die schwere Arbeit in einem Tag verrichtet, wies er ihm am folgenden Tage eine viermal so große Arbeit zu. Am Abend ging Jemeljan heim. In seiner Behausung war alles nett hergerichtet; der Ofen war geheizt, und das Abendbrot bereit, während seine Frau mit einer Näharbeit am Tische saß und seine Ankunft erwartete. Nach dem Essen begann die Frau ihn über seine Arbeit im Wojewoden-Schlosse zu befragen.

„Schlecht geht's mir,“ erwiderte Jemeljan; „sie weisen mir über meine Kräfte Arbeit zu, sie werden mich dadurch zu Grunde richten.“

„Denke nicht an die Arbeit,“ versetzte die Frau, „und Du wirst sehen, daß Du alles zur rechten Zeit fertigstellen wirst.“

Am folgenden Morgen begab sich Jemeljan wieder in die Burg und machte sich an's Werk. Er arbeitete emsig ohne Unterbrechung und siehe da, noch vor Sonnenuntergang war er fertig, so daß er noch vor Einbruch der Dunkelheit sich nach Hause begeben konnte. Der Schloßaufseher vergrößerte täglich die Last der Arbeit; doch Jemeljan war mit seiner Aufgabe stets zur bestimmten Zeit fertig. So war eine Woche verstrichen.

Als die Wojewodendiener sahen, daß sie den Muschil durch schwere Tagelöhnerarbeit nicht zu Grunde richten konnten, begannen sie ihm noch viel, viel härtere Arbeiten zuzuweisen. Aber auch auf diese Weise vermochten sie Jemeljan nicht beizukommen. Tischler-, Maurer- und Zimmermanns-Arbeit — was man ihm immer auftragen mochte, verrichtete Jemeljan mit großer Geschicklichkeit und Schnelle.

So war eine zweite Woche verstrichen. Der Wojewoda befahl seine Diener zu sich und sprach: „Glaubt Ihr etwa, ich werde Euch umsonst füttern? Schon zwei Wochen sind vorüber, und mein Wunsch bleibt noch immer unerfüllt. Ihr glaubet, Jemeljan durch schwere Arbeit aus der Welt schaffen zu können, und ich sehe aus dem Fenster meiner Burg, wie er täglich nach Hause geht und fröhliche Lieder singt. Glaubt Ihr etwa, ich werde mich von Euch zum Narren halten lassen?“

Die Diener begannen sich zu rechtfertigen: „Wir,“ sprachen sie, „haben alle Kräfte angewendet, um ihn zuerst durch schwere Arbeit zu Grunde zu richten, aber nichts konnte seine Kräfte erschöpfen. Alles verrichtet er blickschnell und ohne Ermüdung. Nun wiesen wir ihm Arbeiten zu, die Geschick und Kenntniß erforderten, indem wir glaubten, sein Verstand werde dazu nicht ausreichen, allein auch in diesem Falle erwies er sich seiner Aufgabe gewachsen. Es ist nicht anders anzunehmen, als daß er oder seine Frau Zauberer sind. Nunmehr aber wollen wir ihm eine Aufgabe stellen, die er ganz unmöglich ausführen kann. Wir wollen ihn beauftragen, in einem Tag eine Kirche aufzuführen. Daß also Jemeljan zu Dir kommen und ertheile ihm diesen Befehl. Und wird er die Kirche nicht erbauen können, so werden wir ihm wegen seines Ungehorsams den Kopf abschlagen.“

Der Wojewoda befahl Jemeljan zu sich.

„Nun,“ sprach er, „hör' meinen Befehl; errichte mir auf dem meiner Burg gegenüberliegenden Platze eine neue Kirche, die bis morgen Abend vollendet sein muß. Gelingt es Dir, so werde ich Dich belohnen, wenn jedoch nicht — werde ich Dich hinrichten lassen.“

Jemeljan vernahm diesen Befehl mit Schrecken und eilte nach Hause.

„Nun,“ dachte er, „jetzt ist mein Ende gekommen.“

Zu Hause sprach er zu seiner Frau: „Weib, mach' Dich reisefertig, wir müssen flüchten, gleichviel wohin, sonst werde ich ganz schuldlos umgebracht.“

„Was ist denn geschehen?“ fragte die Bäuerin ganz bestürzt; „warum hast Du den Mutz verloren und willst flüchten?“

„Wie wäre es möglich, den Muth nicht zu verlieren,“ erwiderte Semeljan, „da mir der Wojewoda befohlen hat, während des morgigen Tages eine neue Kirche zu bauen. Sollte es mir nicht möglich sein, seinen Befehl zu erfüllen, so drohte er, mir den Kopf abschlagen zu lassen. Es bleibt nichts übrig, als die Flucht zu ergreifen, so lange es noch Zeit ist.“

Die Bäuerin jedoch widersetzte sich dem Fluchtplan Semeljans.

„Die Diener des Wojewoden,“ sprach die Bäuerin, „sind zahlreich, sie werden Dich überall ausfindig machen. Vor dem Wojewoden giebt's also kein Versteck. Solange aber Deine Kräfte ausreichen, mußt Du gehorchen.“

„Gehorchen!“ schrie Semeljan, „meine Kräfte reichen für diese Aufgabe nicht aus.“

„Sorge nicht, Täubchen,“ beruhigte ihn die Bäuerin; „iß Dein Abendbrot und geh' zur Ruhe. Morgen steh' früh auf, und Du wirst alles vollbringen können.“

Semeljan begab sich zu Bett.

Bei Tagesanbruch weckte ihn die Frau auf. „Geh,“ sprach sie, „baue die Kirche; da hast Du einen Hammer und Nägel und bis zum Abend wirst Du mit der Arbeit fertig sein.“ Und Semeljan ging in die Stadt. Als er der Burg des Wojewoden sich näherte, erblickte er eine neue Kathedrale in der Mitte des Platzes. Der Bau war vollendet, nur einige Ausbesserungen waren noch vorzunehmen. Semeljan begann alles in Ordnung zu bringen, so daß gegen Abend der Dom vollständig fertig war. Der Wojewoda, der die Gewohnheit hatte, lange zu schlafen, stand um diese Zeit auf, blickte zum Fenster seiner Burg hinaus und erblickte die vollendete Domkirche. Ein Gefühl der Unzufriedenheit bemächtigte sich des Wojewoden beim Anblick des Domes. Er ärgerte sich, daß er keinen Grund hatte, Semeljan hinrichten und seine Gattin entführen zu lassen.

Der Wojewoda befahl abermals seine Diener zu sich. „Semeljan hat auch diese Aufgabe vollführt,“ sprach er zu ihnen; „man muß ihm eine noch schwerere Aufgabe stellen. Denket nach, sonst lasse ich Euch zuerst köpfen.“

Und die Rathgeber des Wojewoden beschloffen, Semeljan zu beauftragen, rings um die Burg einen Fluß mit Hafsen und Segelschiffen zu führen.

Der Wojewoda ließ Semeljan zu sich rufen und theilte ihm den neuen Befehl mit. „Morgen,“ sagte er, „muß alles fertig sein, sonst lasse ich Dich köpfen.“

Semeljan kam traurig nach Hause.

„Warum so traurig?“, fragte ihn seine Frau, „hat man Dir etwa einen neuen Befehl erteilt?“

Semeljan erzählte ihr alles. „Ich sage Dir,“ schloß der Ruschik seine Erzählung, „wir müssen flüchten.“

Abermals widersetzte sich die Bäuerin dem Fluchtplan, indem sie ihm die Fruchtlosigkeit solches Versuches angesichts der unzähligen Häsher des Wojewoden begreiflich machte.

„Geh' schlafen, steh' früh auf,“ sprach sie, „und alles wird in Ordnung sein.“

Als der Himmel am Morgen graute, wurde Semeljan von seiner Frau geweckt. „Geh' in die Stadt,“ sprach sie, „alles ist bereits fertig. Nur in der Nähe des Hafens erhebt sich noch ein Hügel Erde, nimm den Spaten mit und trage ihn ab.“

Semeljan ging. Als er in die Stadt kam, erblickte er zu seiner Verwunderung einen breiten Fluß, der die Wojewodenburg umgab und auf dem Segelschiffe von verschiedener Größe herumfuhrten. Unfern des Hafens erhob sich der Hügel Erde, und Semeljan begann, denselben abzutragen. Der Wojewoda stand vom Schlasse auf, blickte rasch zum Fenster hinaus und blieb vor Schreck wie gebannt stehen. Er sah den mächtigen, weit und breit sich dehrenden Fluß, auf dessen silberner Oberfläche die Schiffe herumfuhrten, und gewaltiger Zorn bemächtigte sich seiner. Er war dar-

über erbost, daß er keinen Grund hatte, Semeljan das Leben zu nehmen.

Der Wojewoda berief alsbald seine Diener und hielt mit ihnen eine Berathung. Er sprach: „Sinnet eine Aufgabe aus, deren Ausführung Semeljan unmöglich wäre. Denn alles, was wir bisher erfunden, hat nicht gestimmt, und ich besitze die schöne Bäuerin noch immer nicht.“

Nach längerem Nachdenken sprachen die Diener zum Wojewoden Folgendes: „Daß Semeljan rufen und befiehlt ihm, er solle nach Ich-weiß-nicht-wohin gehen und soll das Ich-weiß-nicht-was bringen. Dieser Falle wird er nicht enttrinnen können, denn wohin immer er gehen und was immer er bringen mag, stets kannst Du sagen, er sei nicht in den richtigen Ort gegangen und habe nicht das Richtige gebracht. Dann kann man ihn hinrichten und sein Weib entführen.“

Dieser Rath fand beim Wojewoden Wohlgefallen. „Dies,“ sprach er, „habt Ihr vernünftig erfunden.“

Er ließ Semeljan zu sich kommen und sprach zu ihm: „Geh' nach Ich-weiß-nicht-wohin und bring' mir Ich-weiß-nicht-was. Wirst Du es nicht bringen, laß ich Dir den Kopf abschlagen.“

Semeljan begab sich nach Hause und erzählte seiner Frau das Borgefallene.

Die Bäuerin wurde nachdenklich. „Nun,“ sprach sie, „diesma hat der Wojewoda sein eigenes Verderben besiegelt. Wir müssen jetzt nur vernünftig handeln.“ Nach einigem Ueberlegen sprach die Bäuerin zu Semeljan: „Vor Dir liegt ein weiter Weg; Du mußt zu unserer Großmutter, zur ältesten Mutter der Bauern,*) gehen und ihre Gnade erflehen. Sie wird Dir ein Ding geben, mit dem Du Dich direkt zum Wojewoden begeben sollst, ich werde schon in der Burg sein, denn jetzt werde ich den Händen der Häsher nicht entkommen können. Sie werden mich mit Gewalt entführen, aber nicht auf lange Zeit. Wenn Du alles machen wirst, wie die Großmutter befiehlt, wirst Du mich alsbald befreien.“

Semeljan rüstete sich zur Abreise. Seine Gattin gab ihm einen kleinen Sack mit Brot und ein Spinnrad. „Das Spinnrad,“ sagte die Bäuerin, „giebst Du der Großmutter; es wird ihr als Zeichen dienen, daß Du mein Mann bist.“

Semeljan nahm von seinem Weib Abschied und ging. Lange wanderte er, bis er zu einem großen, dichten Wald kam. Im Walde stand eine kleine Hütte. Er betrat sie. Da saß ein altes Weib — die alte Bauernmutter — am Spinnrad und weinte bitterlich. Als die Alte seiner ansichtig wurde, fragte sie nach seinem Begehre. Semeljan überreichte ihr das Spinnrad und sagte, daß seine Frau ihn hergesendet habe. Die Alte wurde noch weicher gestimmt und begann ihn zu befragen. Und Semeljan erzählte ihr sein ganzes Leben, erzählte von seiner Heirat, von seiner schweren Arbeit bei dem Wojewoden und wie man ihn nunmehr beauftragt hatte, Ich-weiß-nicht-was zu bringen.

Die Alte hörte alles aufmerksam an und sagte: „Ruh' Dich aus, mein Sohn, isß etwas, es wird schon alles gut werden.“

Nachdem Semeljan gerastet hatte, gab ihm die Alte ein Knäuel und sprach: „Nimm dieses Knäuel, rolle es vor Dir hin und folge ihm, wohin er sich rollen wird. Ein weiter Weg steht Dir bevor, bis zum Meer. Am Meeresstrande wirst Du eine große Stadt erblicken; dorthin gehe und quartire Dich im letzten Hause ein. Dort wirst Du finden, was Du benötigst.“

*) Erst Iwan der Grausame hat der Volksverwaltung der Freistädte in Großrußland ein Ende gemacht. Die sogenannte „Weische“ im alten Nowogorod Pskow entsprach den Volksvertretungen in den modernen Staaten Europas. Auf der Weische wurden alle wichtigen sozialen und politischen Fragen direkt vom Volke erörtert und Beschlüsse gefaßt. Iwan vernichtete mit Feuer und Schwert jede Spur dieser freiheitlichen Institution. Die Freistädter vertheidigten zwar ihre Rechte tapfer, unterlagen jedoch der überlegenen Macht der Moskowiter. In diesen Freiheitskämpfen hat in Pskow eine Frau namens Marka Pobjadniza eine hervorragende Rolle gespielt. Sie gilt deshalb als die Mutter des Volkes, für dessen Freiheit sie ihr Leben einbüßte.

„Wie werde ich aber das richtige Ding erkennen?“ fragte Zemeljan.

„Wenn Du ein Ding sehen wirst, vor dem alle Menschen mehr Achtung haben als vor Vater und Mutter, das ist das richtige. Ergreife es und geh' damit zum Wojewoden. Sollte er Dir Deine Rechte und Deine Frau verweigern, so schlage auf das Ding los, zertrümmere es nachher und wirf es in's Wasser. Dann wird alles gut werden.“

Zemeljan nahm Abschied von der Großmutter, rollte das Knäuel vor sich hin und folgte ihm. So kam er zum Meer, wo er eine große Stadt erblickte. Er ging in das letzte Haus und bat um ein Nachtlager. In aller Frühe wurde Zemeljan durch laute Trommelschläge aus dem Schlafe geweckt. Er sprang auf und lief auf die Gasse, von wo die Trommelschläge herübertönten. Auf der Gasse sah er einen Mann, der ein rundes Ding, von beiden Seiten mit Fell überzogen, in der Hand trug und darauf mit zwei Stäben loszuschlug, wobei alle ihm folgten und gehorchten. Er fragte, wie das Ding sich nenne, und man sagte ihm: „Das ist eine Trommel.“

Zemeljan begann nun den Mann zu bitten, er möge ihm die Trommel geben, seine Bitte wurde jedoch abgeschlagen. Zemeljan verfolgte den Mann bis spät in die Nacht hinein. Als dieser aber sich zur Ruhe begab, ergriff Zemeljan die Trommel und lief davon. Lange lief er, bis er seine Stadt erreichte. Er wollte seine Frau sehen, fand sie aber nicht, denn sie war gleich nach der Abreise Zemeljans zum Wojewoden geholt worden. Zemeljan begab sich nunmehr zum Wojewoden und bat, seine Ankunft zu melden. Der Wojewoda ließ ihm sagen, er möge in ein paar Tagen kommen. Zemeljan ließ sich aber nicht abweisen.

„Sollte der Wojewoda mich nicht empfangen wollen,“ drohte Zemeljan, „werde ich ohne seine Erlaubniß hineingehen.“

Der Wojewoda trat alsbald zu Zemeljan heraus.

„Wo warst Du?“ fragte er.

Zemeljan nannte den Ort.

„Nein, es ist nicht der richtige. Und was hast Du gebracht?“

Zemeljan wollte die Trommel zeigen. Der Wojewoda aber rief:

„Nein, nicht das habe ich gewollt.“

„So,“ sprach Zemeljan, „nun, wir werden bald sehen.“

Er trat auf die Straße und schlug mit Peitschkräften auf die Trommel los.

Raum waren die ersten Schläge gefallen, als das ganze Heer des Wojewoden wie ein Mann zu Zemeljan überging, ihm alle Ehren erwies und von ihm Befehle entgegennahm. Voll Bestürzung lief der Wojewoda zum Fenster, schalt seine Jägerbataillone und befahl ihnen, zu ihm zurückzukehren. Niemand jedoch gehorchte ihm; alle folgten Zemeljan. Als der Wojewoda dies sah, gab er Zemeljan sein Weib zurück und bat ihn, er solle ihm die Trommel einhändigen.

„Das thue ich nicht,“ erwiderte Zemeljan; „jetzt werde ich sie zertrümmern und in's Wasser werfen.“

Er begab sich zum Fluß, warf die Trommel in's Wasser nahm sein Weib und begab sich nach Hause.

Von diesem Zeitpunkte hörte der Wojewoda auf, den Muschil mit schwerer Arbeit zu belästigen, noch sonstwie zu beunruhigen.

Und Zemeljan begann ein ruhiges, glückliches Leben zu führen und die bösen Zeiten von früher zu vergessen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Kuß.

Novelle von Katharina Bittelmann.

Am Fenster seines Zimmers im „Weißen Hirsch“ lehnte Adolf von Dehnhof und schaute seeligkeitsstrunken in die Oktobernacht hinaus. Er hatte sich heute verlobt und rief nun Mond und

Sterne, die hell am schwarzblauen Himmel leuchteten, zu Zeugen seines Glückes an. Der Brunnen, der unten auf dem Markte des kleinen Harzstädtchens sein Wasser mit einförmigem Geräusch in das Steinbecken rinnen ließ, schien ihm die Begleitung zu spielen zu der süßen Melodie: „Ich liebe Dich, o, wie ich Dich liebe,“ die jeder Herzschlag, jeder Nerv in ihm tönte. Und noch vor drei Tagen hatte er die Geliebte nicht einmal gekannt. Wie ein Sturmwind hatte ihn die Liebe überfallen und bis in die Tiefen seines Wesens erschüttert. Das war keine Verliebtheit, wie er sie sonst wohl einmal empfunden; — das war die große Liebe, die ihm bisher fremd gewesen, die für's Leben ist und die stärker ist als alle Vernunft, stärker als der Tod.

In der Kirche hatte er Helene zuerst erblickt, da der Hochzeitszug zum Altar wallte. Gleich hinter der Braut war sie geschritten: ein Sonnenstrahl hatte die zarte weiße Gestalt umspielt, als habe er sie lieb vor allen. Wie mit magnetischer Gewalt hatte sie seinen Blick angezogen, und während sie zwischen feierlichem Ernst und tiefer Nüchternheit schwankend der Traureder gelauscht, hatte er kein Wort vernommen, sondern nur sie angeblickt. Dann — war es nicht mehr als ein Zufall, daß er gerade sie zu Tisch zu führen bestimmt war? Und als er sie dann sprechen hörte, — ihre Stimme war wie Musik! — gleich in der ersten Stunde war's in ihm entschieden: Die oder keine. Wie sie sich verstanden hatten! Ueber das Höchste und Tiefste war ihre Unterhaltung hingeschwebt mit leichten Schwingen, und immer fanden sie sich vereinigt. Die Welt umher war ihnen versunken. Sie hatten nur noch für einander Ohren und Augen gehabt.

Auf einem Spaziergang durch den bunt gefärbten Wald hatte er sich heute ihr Jawort geholt und, heimgekehrt, sogleich die Einwilligung ihrer Eltern erbeten, die diese indes von der seines Vaters abhängig gemacht hatten. So weit war ja alles in bester Ordnung; doch nun die Trennung, von der er noch nicht wußte, wie er sie überstehen sollte. Morgen früh mußte er fort. Hatte er doch nur mit Mühe und Noth für sich diese drei Tage frei machen können von dem Landrathsamt, wo er den kranken Vorgesetzten vertrat. Hätte er Helene schon vor aller Welt sein eigen nennen dürfen, es wäre leichter gewesen. Aber das hatten ihre Eltern bestimmt abgelehnt. Und von seinem Vater schriftlich die Erlaubniß zu erbitten — unmöglich. Er wäre einer abschlägigen Antwort sicher gewesen. Persönlich mußte er seine Sache führen, den Vater über allen Zweifel hinaus überzeugen, daß ohne Helene kein Glück für ihn auf der Welt sei. Es mußte ihm ja schließlich gelingen, aber allmählich nur. Ueberlaufen ließ sich der alte Herr nicht. Mit Geduld und Klugheit mußte er auf ihn zu wirken suchen, ihn schriftlich langsam vorbereiten.

Und wie nun seine Gedanken zu dem einsamen alten Manne flogen, dessen einziges Kind er war, der aus dem Schiffbruche seines Glückes nur ihn gerettet hatte, da schwoll sein Herz in Bärtlichkeit. O, wie verehrte und liebte er diesen prächtigen Vater mit dem weichen Gemüth, dem harten Kopf und dem noch immer stürmischen Temperament!

„Versprich mir nur, Dich nicht zu verplempern, mein Junge,“ hatte der Vater noch beim letzten Wiedersehen gesagt. „Sobald Du das Affectorexamen gemacht hast, sollst Du in den diplomatischen Dienst eintreten, das ist mein Wunsch, und dabei kannst Du fürs erste keine Frau gebrauchen. Also, verlieben, ja — das kommt in Deinem Alter wohl mal vor, aber verloben, nein! Ich würde meine Einwilligung versagen müssen.“

„Ich denke ja gar nicht daran, Papa,“ hatte er lachend geantwortet. „Was aber den diplomatischen Dienst betrifft, so möchte ich mich doch darüber erst später entscheiden. Ich hab' gar keine Lust, Dich und die Heimat zu verlassen.“

„Mich? — Ich bin altes Holz, das zu nichts mehr taugt, als in den Ofen geworfen zu werden. Ich werde doch der Karriere

meines Sohnes nicht im Wege stehen! Der Heimat aber sollst Du gerade im Ausland dienen!"

Er kannte seinen Vater, wußte, mit welcher Hartnäckigkeit der an seinen Plänen hing. Und von seinem Standpunkt aus mochte er ja auch recht haben. Eine frühe Heirat konnte wohl der Karriere hinderlich sein, und ein Referendar, der noch nichts ist und verdient, sollte sich überhaupt hüten, das Schicksal eines anderen Wesens an das Seine zu fetten. Ja, wenn die Frau reich wäre, große Verbindungen hätte, ginge es noch; aber ein Dokortöchterchen aus einer kleinen Stadt im Harz —

Wenn aber dies Mädchen und nur dies sein Glück war, sollte er etwa an ihr vorübergehen? Nein, festhalten wollte er sie für jetzt und alle Ewigkeit, das war sein Recht! Lenchen dachte ebenso. Sie war nicht für die Heimlichkeit. Nur mit Mühe hatte er sie verhindert, gleich an den Vater zu schreiben. Sie konnte sich gar nicht vorstellen, daß der nicht auch über seines Sohnes Glück froh sein würde. Er hatte ihr soviel vom Vater erzählt, aber ihr zu sagen: es wird Kämpfe geben, schwere vielleicht — dazu hatte er nicht den Muth gehabt. Wozu einen Mißklang in ihre Seligkeit mischen? Allein mußte er mit dem Vater ins Reine kommen, — und wenn er fest blieb, so mußte er siegen.

Acht Tage später schritt Helene Bergen in Berlin durch eine Straße des südwestlichen Stadtviertels. Nun stand sie still und ging entschlossen auf die Hausthür zu.

Sie stieg die Treppe hinauf. Richtig, dort stand der Name General von Dehnhof am Schild, der geliebte Name, der bald auch der ihre sein sollte. Eben wollte sie auf den Knopf der elektrischen Klingel drücken, als sie bemerkte, daß die Entreehür nur angelehnt sei. So trat sie ein und stand in der Wohnung, die auch des Geliebten Heim gewesen. Wie ihr das Herz pochte! Mit Gewalt hatte sie's hergezogen. Seit drei Tagen schon weilte sie in der Hauptstadt und nicht länger konnte sie fremd vorübergehen an dem alten Mann, den sie fortan Vater nennen wollte. Wie Betrug kam es ihr vor, daß die Braut jenes einzigen Sohnes hier in der Nähe wohnte, ohne daß er es wußte.

Sie lauschte. Eine Weile blieb alles still; dann vernahm sie aus dem der Entreehür gegenüberliegenden Raum ein Geräusch. Und plötzlich, sie wußte selbst kaum, wie es gekommen, hatte sie auf die Klinke gedrückt und die Thür öffnete sich vor ihr. Da stand sie auf der Schwelle des großen Zimmers und suchte das Dämmerlicht, das ein paar brennende Scheite im Kamin nur dunkler machten mit den Augen zu durchdringen. Vor dem Feuer erkannte sie die gebückte Gestalt eines Greises, der, ihr den Rücken werdend, in die knisternden Flammen sah und ihren Eintritt überhörte. Der einsame alte Mann in dem todtenstillen Gemach bewegte sie tief. Alles, was ihr Adolf von seinem schweren Schicksal erzählt, fiel ihr ein und ohne Ueberlegung, nur der Eingebung ihres Herzens folgend, eilte sie auf ihn zu, beugte sich über ihn und drückte einen zärtlichen Kuß auf seine Stirn, ihm von rückwärts die Arme um den Hals legend.

Der General regte sich nicht. In dieser Dämmerstunde vor dem Kamin hatte er wie immer Zwiegespräch gehalten mit den Theuren, die ihm entrisen waren, und so versunken war er in seine Erinnerungen, so lebendig umschwebten ihn die Gestalten seiner Lieben, daß die weiche Berührung der süßen jungen Lippen, der Druck der schlanken Mädchenarme ihn kaum überraschten. Waren das nicht Frau oder Tochter, die mit Liebe und Sorge ihn umgaben? Wie im Traume schloß er die Augen.

Hatte sie ihn durch ihre Unbesonnenheit zu sehr erschreckt? Angestlich beugte Helene sich vor und flüsterte: „Papa, lieber Papa!“

Da erwachte der alte Herr aus seiner Verzauberung, Er schlug die Augen auf und sah dicht neben sich ein holdseeliges Gesicht, das mit zärtlichem Blick ihn anschaute. Ja, was war denn das? Umschwebten ihn schon Gestalten des Paradieses? Dies Engelsköpfchen mit der Engelsgüte im Antlitz — doch nein, das war

ja Leben, holdeste Wirklichkeit! Und es küßte ihn und nannte ihn Papa?

Mit Anstrengung raffte er sich zusammen, wollte sprechen — da schloß sie ihm schon wieder den Mund mit einem Kuß. Wie es ihn mit Glücksgefühl durchströmte! Und nun musterte er entzückt den reizenden Gast, und daß hier alles Herz und Seele, Wahrheit und Natur, nichts Gemachtes oder Erlogenes, das drängte sich ihm als Gewißheit auf und gewann ihn vollends.

„Qualle! Wo ist Qualle? Der Schlingel soll 'ne Lampe bringen!“ rief der Alte plötzlich auffahrend. „Ich will doch den Vogel ordentlich sehen, der mir hier ins Nest geflogen ist!“

„Nein, nein!“ bat sie. „Erst beichten, es ist leichter im Dunkeln.“

Da saß er nun auf dem Sopha, und eine warme junge Gestalt schmiegte sich an ihn und eine süße Stimme erzählte ihm, stotternd, verlegen erst, dann jubelnd und ergriffen die alte Geschichte, die ewig neue, wie zwei Menschen sich gefunden und nun vereint sein wollten bis zum Tod.

Ganz still hörte der General zu. Auch nicht ein einzig mal unterbrach er sie. Er fühlte ihr Herz an dem seinen pochen, lauschte dem seelenvollen Ton — und ihm war, als säße die Liebe selbst neben ihm und spräche zu ihm. Eine fast ehrfürchtige Scheu hinderte ihn, in diese Poesie die Prosa des Tages hineinzutragen, mit kleinen Bedenken zu kommen und in die Blut Wasser zu gießen, das nur reizen, nicht löschen konnte. Ehe er noch wußte, wie seines Sohnes Erwählte hieß, war er ihrem Zauber schon verfallen und so von Herzen dankbar für die Liebe, die sie ihm entgegnet, daß ihm alle Lust zum Widerspruch verging und er nur darauf sann, die Weise, in der sie ihm genahet war, ihr zu vergelten.

Etwas anderes aber empfand er gegen den ungehorsamen Sohn, der die Geliebte vorschickte, weil er selbst nicht den Muth hatte, für seine Sache einzutreten.

„Warum kommt Adolf nicht selbst, statt Dich zu senden?“ fragte er, als sie schwieg.

„Er hat mich nicht gesandt, ahnt nicht einmal, daß ich zu Dir gegangen bin,“ betheuerte sie eifrig. „Schreiben wollte er Dir nicht, sondern selbst mit Dir sprechen. Aber er kann nicht fort, weil er den Landrath vertritt, und der Dienst geht doch vor. Ich aber kam mir wie eine Verrätherin vor gegen Dich. Der geliebte Vater meines Adolfs soll es wissen, daß er nun wieder eine Tochter hat, dacht' ich, eine Tochter, die nichts sehnlicher wünscht, als ihm die verlorene zu ersetzen.“

Ihre Stimme schmolz in Thränen.

„Aber Du — Du lebst nicht hier —“

„O nein,“ unterbrach sie ihn. „Sie haben mich nur fortgeschickt von Haus, weil unsere heimliche Verlobung so viel Gerede giebt. Da soll ich bei der Großmutter bleiben, bis sich die Leute beruhigt haben, oder bis — Du die Einwilligung zur Veröffentlichung gegeben hast.“

Qualle, der mit der Lampe eintrat, störte den General aus seinem Nachdenken auf. Er richtete sich straff empor und rief erzürnt: „Wo stecken Sie denn, Qualle? Kein Holz, keine Lampe gebracht — und Sie wissen, daß Sie Besuch anzumelden haben. Das kommt nicht wieder vor! Verstanden?“

Die runden Augen des Dieners hasteten mit äußerstem Erstaunen auf dem jungen Gast, den er neben seinem Herrn erblickte. Zugleich entsann er sich, daß er die Entreehür offen gelassen, als er dem Bedienten eine Treppe tiefer einen Besuch abzustatten gegangen war.

„Entschuldigen der Herr General, ich hab' bloß schnell Stiefelwische geholt —“ stotterte er.

Wider Erwarten fand der Herr keine Erwiderung auf die Ausrede und so machte sich Qualle leise und über den räthselhaften Besuch arübelnd aus dem Staube.

Aber auch Lenchen, deren Stunde abgelaufen war, erhob sich. „Darf ich Adolf schreiben, daß ich bei Dir war?“ fragte sie.

„Kein Wort davon, das versprich mir!“ entgegnete er. „Von ihm selbst will ich's hören. Er soll Farbe bekennen.“

„Wenn Du es wünschst,“ lachte sie. „Er hatte allerlei Bedenken, ich aber hab' Dich besser gelannt als er! Ich dachte mir gleich, daß sein lieber Vater sich freuen würde über unser Glück! Darf ich wiederkommen?“

„Ja, mein Kind, wenn Du mit der Gesellschaft eines alten Mannes fürlieb nehmen willst!“

Sie umarmte ihn töchterlich und ging.

Ihm aber war, als wär's kalt geworden. In tiefen Gedanken schritt er im Gemach auf und nieder. „Und ich weiß nicht einmal, wie sie heißt,“ sprach er vor sich hin. „Der Junge hat ein unverschämtes Glück, — aber Unsinn ist's freilich und seine Strafe soll er haben.“

Täglich kam Lenchen, und der alte Herr lebte bald nur noch für die Stunde, da sie bei ihm war. Gemeinsam schmiedeten sie Zukunftspläne und malten sich aus, wie sie Adolf überraschen wollten.

Endlich konnte sich dieser für einige Tage frei machen. So reiste er denn nach Berlin, wohin ihn mehr seine Sehnsucht nach der Braut als sein Wunsch nach einem Geständniß gegen den Vater trieb. Im Wiedersehen mit der Geliebten holte er sich Kraft zu der Auseinandersetzung.

„'s ist hübsch von Dir, mein Junge, daß Du Dich mal nach dem alten Vater umsiehst; aber so kurz vor Weihnachten — es wundert mich eigentlich,“ meinte der General anscheinend harmlos.

„Ich hatte, ich wollte —“ stotterte Adolf. „Liebster Papa, ich habe Dir etwas mitzutheilen — ich versuchte schon brieflich Dich vorzubereiten, aber Du hast meine Andeutungen durchaus nicht verstanden.“

„Daß ich nicht wüßte,“ erwiderte der Alte, „hast Du Schulden gemacht?“

Er ersparte Adolf nichts, und als der endlich gebeichtet hatte stellte er sich so unerbittlich an und schalt so grimmig über „den Unsinn“, daß seines Sohnes schlimmste Erwartungen übertroffen wurden.

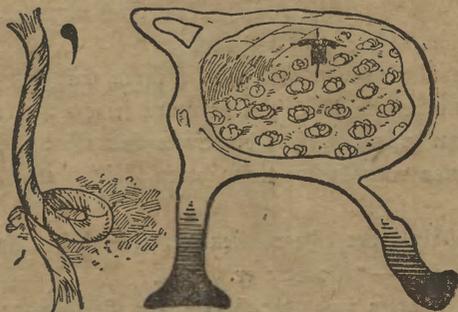
„Nun ist's aber genug, Du böser Papa!“ rief plötzlich eine helle Stimme. „Länger darfst Du meinen Adolf nicht quälen!“ Und Lenchen warf sich an die Brust des Generals, der sogleich gehorsam verstummte, und ließ ihn nur los, um sich in die Arme ihres Verlobten zu schmiegen, denn war, als träume er; es dauerte eine Weile, bis er sein Glück faßte, bis er begriff, auf welche einfache Weise seine Braut alle Schwierigkeiten gelöst hatte.

„Danke ihr!“ sagte der Alte und seine Stimme bebte ein wenig; „Du hättest lange bitten können, ich wäre hart geblieben. Aber sie hat den Weg zu mir, zu meinem Herzen gefunden.“

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Akrostichon.

Es sind neun einsilbige Wörter zu suchen von der unter a angegebenen Bedeutung. Von jedem dieser Wörter ist durch Voransetzung eines passenden Buchstabens ein neues Wort zu bilden, dessen Bedeutung unter b ersichtlich ist. Die vorangesezten Buchstaben, also die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b bezeichnen im Zusammenhang ein modernes Vergnügen.

- | | |
|------------------------|------------------------------|
| a | b |
| 1. Theil des Baumes | — unterbrochene Thätigkeit. |
| 2. Thierische Waffe | — Baum. |
| 3. Äußerer Körpertheil | — innerer Körpertheil. |
| 4. Nahrungsmittel | — wird errungen und gezahlt. |
| 5. Himmelskörper | — Blumen. |
| 6. Gabe des Winters | — Nahrungsmittel. |
| 7. Theil des Körpers | — gilt im Spiel. |
| 8. Nordische Göttin | — Land in Asien. |
| 9. Schlachtvieh | — biblischer Name. |

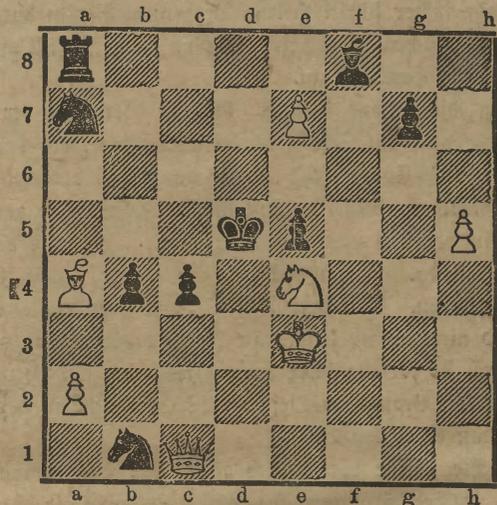
Räthsel.

In manchen nächtlich trüben Stunden
Hat es schon Deinen Sinn erhoben,
Goß Balsam in des Herzens Wunden
Und hoffend blicktest Du nach oben.

Doch gleich lenkt es den Blick nach unten,
Wird ihm ein Köpfchen nur gegeben.
Dann nickt's mit Köpfchen, duftig bunten,
Wenn Winde tänzelnd drüber schweben.

Schachaufgabe.

Von P. Bobrow in Moskau.



Weiß.

(7-9)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Auflösung des Anagramms.

Talar, Helm, Eitrich, Ostern, Dame, Otter, Reim, Angel. — Theodora.

Auflösung des Bilderräthfels.

Kriegsberichterstatter.

Auflösung des Akrostichon.

- a. Aster, Bier, Otter, Elle, Lias, Abel.
- b. Laster, Ueber, Dotter, Welle, Lias, Gabel. — Ludwig.

Auflösung des Logogriffs.

Walzer, Walze.

Lösung der Skatanaufgabe.

Kartenvertheilung:

- B. aK, D, 9, 8, 7; bA; dA, D, 9, 8.
- M. a, dB, a10; bD, 8, 7; c10, K, 8; dK.
- S. b, cB, aA; b10, K, 9; cA, D, 9; d10.
- Stat: c7, d7.

Spiel:

- 1. B. a7, a10, aA (-21).
 - 2. S. bK, bA, b7.
 - 3. B. a8, dB, cB (-4).
 - 4. S. b10, aK, b8.
 - 5. B. a9, aB, bB (-4).
- Die andern Stiche nimmt der Spieler; die Gegner sind also mit 29 Augen Schneider geblieben.

Richtige Lösungen gingen ein von: Frigard Wagner. F. Doct. C. Schellong. Anna Preiß. Frieda Gau. Ludw. Grundmann. Frits und Martha Vadugß, Bromberg. Ella Engelhardt, Essen. Stanislaus Musielewicz, Bromberg.